

gere Mitglieder der Truppe freiden darunter und leben in Bewegung. Ebenso erhebt man sich an der Felskante jamaikanischer Wälder, vor allem an Weiden, ja selbst die zum Glimmen liegende Seele wird veranlaßt, nämlich in Japan — einer Insel, die sich langsam empobert.

Was ist aber das Theater, nachdem es bereits ein gewisses hohes Niveau erreicht, nach und nach bedeutend veränderte, wenigstens soweit die Stücke in Frage kommen, so ist bereits der Schauspieler das Hauptdarsteller der Rolle. Gleich wie dies auch einst in Europa geschah, wurden dieselben mit großer Beachtung behandelt und rekrutierten sich daher fast ausschließlich aus der Pöbel des Volkes. Nach und nach trat aber genau wie bei uns ein völliger Umschwung in diesen Umständen ein, und jetzt haben die hervorragenden Darsteller nicht nur eine hochgradige Stellung, sondern verdienen auch große Summen und erhalten die kostbarsten Geschenke, tout come chez nous! Ja, man geht in Japan in der Bewunderung derselben soweit, daß der Tod bedeutender Schauspieler als ein nationales Unglück betrachtet wird.

Nach jetzt bilden übrigens die Darsteller eine Masse für sich, die sich aus einer Anzahl Familien zusammensetzt, in denen die Geheimnisse des Meisters vom Vater auf den Sohn übergehen. Schauspielerinnen gab es bis noch vor kurzem in Japan nicht oder doch nur in Ausnahmefällen und dann trafen sie nur auf spezialisierte Bühnen auf. Jetzt beginnen aber auch weibliche Bühnenglieder eine Rolle zu spielen und ein berühmtes Sada Jeco ist ja sogar vor weniger Zeit nach Europa gelangt und hat dort Verwunderung erregt. Bei den gewöhnlichen Stücken werden die Frauenrollen noch immer von Männern gegeben, und die sich diesem Fach widmen nehmen die erste Stellung unter ihren Kollegen ein. Von Jugend an werden sie übrigens auf dieselbe vorbereitet, indem man sie wie Frauen und unter solchen Vorzeichen, indem man sie wie Mädchen tragen läßt, die sie auch später, selbst im Privatleben, nicht ablegen.

Wie erwähnt, ist der Verdienst der Schauspieler ein großer, und die berühmtesten erhalten für eine Reihe von Darstellungen, die sich über zwei bis drei Wochen erstreckt, bis zu 5000 Yen (12 000 Mark ungefähr). Aber auch die zweiten und dritten Ranges werden, wenn natürlich auch nicht so hoch, doch noch sehr gut bezahlt.

So darf Japan selbst in dieser Beziehung sich rühmen, den zivilisierten Nationen nicht nachzugeben. Gleich diesen bringt es den Bühnenspieler eine Verehrung, man könnte fast sagen, Anbetung entgegen, die vielleicht dort wie hier gar manchen als übertrieben erscheinen dürfte.

## Die Mammothhöhle in Kentucky.

Von Dr. Adolf Reichard.

(Nachdruck verboten.)

Zur Bildung von Höhlen größter Dimensionen war wohl keine Gegend der Erde so geeignet, wie die weite Ebene, die der Ohio und seine Nebenflüsse in seinem letzten Viertel, vor der Einmündung in den Mississippi, durchfließt. Nach der Eisinfloßzeit aus dem Meere aufgetauchte und von da ab von größeren geologischen Störungen verschont geblieben, ist die Ebene von Kentucky ein glänzendes Beispiel für die physikalische und chemische Wirkung des Wassers auf die Erdkruste, als deren Resultat die ungeheuren Höhlen im Kentucky-Kohlenfeld zu betrachten sind.

Etwa in der Mitte zwischen Louisville und Nashville führt eine Seitenbahn der Louisville-Nashville-Eisenbahn den Besucher in dreierlei Stunden zu der berühmten „Mammothcave“, der längsten und größten bis jetzt bekannte Höhle der Erde. Ein kleines Hotel, einige hundert Meter von dem Eingang der Höhle, bietet Wohnung und Verpflegung und liefert zuverlässige Führer, unter deren Leitung täglich gemeinschaftliche Rundgänge veranstaltet werden. Man kann eine neunstündige oder dreistündige Tour machen. Will man jedoch, wie wir, die Höhle etwas genauer besichtigen, so mietet man sich am besten einen Führer für einen ganzen Tag.

Wir steigen in der größten Sonnenhitze von dem Hotel hinab in ein kleines Ländchen zur Höhle. Früher nur ein enges Loch, ist dank der energischen Ausbesserungsarbeiten der Eingang zur Höhle eine weite, 6—8 Meter hohe Halle, zu deren Boden eine etwa 30stufige Treppe hinabführt. Ein starker, kühler Luftzug bläst uns entgegen; wir steigen hinab, und sofort macht sich ein bedeutender Wechsel in der Temperatur bemerkbar: draußen, im Freien, eine Gluthitze, und hier eine angenehme Frühlingswärme. Wir wandern einige 50 Meter bis zu einem eigenen Tor. Die mitgebrachten Lampen werden angezündet; der Führer öffnet die Tür, die er hinter uns sorgfältig wieder verschließt, und hinein geht's nun in die Finsternis. Bald haben sich die Augen an das trübliche Licht unserer Lampen gewöhnt, und wir sehen, daß wir uns in einem zwei Meter breiten Gang von kaum Mannshöhe befinden.

Zu beiden Seiten sind die Steine, die früher den Boden bedeckten und nur ein Vorwärtsschreiten auf allen Seiten erlaubten, jetzt sauberlich zu Wänden

aufgeschichtet. Es ist das eine Arbeit, die noch die alten Minenarbeiter verrichteten, die nach der Entdeckung der Höhle durch Hancock im Jahre 1800 die großen Kalkspaterlager der Höhle ausbeuteten. Dies sind aber nicht die einzigen Reisereste ihrer Tätigkeit; wir finden auch weiter im Innern der Höhle große Holzbohrer und ganze Holzbohrerleitungen; ja selbst die Spuren ihrer Wagen und der Ochsen, die sie zum Ziehen verwendeten, sind an einzelnen Stellen noch zu erkennen.

Während der Führer beim Weiterwandern uns erzählt, wie die alten Miner den Kalkspater ausbeuteten, indem sie ihn in Wasser lösten, die Lösung in ihre Bottiche leiteten und mit Holzbohrer löschten, um daraus den zur Pulverbereitung verwendeten Kalkspater zu erhalten, welchen plötzlich die Wände auf beiden Seiten zurück; die Decke hebt sich, und wir stehen in einer großen Halle der „Rotunda“, deren Mächtigkeit uns erst das Magnetlicht des Führers annähernd erkennen läßt. Durch das Zusammenstreifen von zwei breiten Gängen gebildet, zeigt sich die „Rotunda“, als eine vollendete Kuppel von 20 Metern Höhe, mit einer wunderbaren, gewölbten Decke, ohne jegliche Stütze oder Säule. Mächtig erhebt die Magnetlampe, und wir stehen wieder in Nacht und Dunkel. Wir wandern jetzt beim Schein unserer Lampen in der Haupthöhle einer breiten Halle von 6 bis 8 Mtr. Höhe, die sich in Höhe und Breite ziemlich gleichbleibend, von der „Rotunda“ aus in vielen Windungen zwanzig Kilometer weit erstreckt. Einige Schritte von der „Rotunda“ entfernt, auf der linken Seite der Haupthöhle, zeigt uns der Führer eine schmale Spalte, durch die ein Mann kaum hindurchsteigen kann. Es ist dies der Zutritt zu den tiefer gelegenen Teilen der Höhle, auf den ich noch zurückkommen werde. Wir wenden uns nun zur rechten Hand der Höhle; plötzlich verschwindet unser Führer hinter einem riesigen Block; wir folgen ihm durch eine schmale Spalte, die er als „Dantes Gate“ bezeichnet, und steigen einen engen, niedrigen Gang hinab zu einer kleinen Halle von der Form einer umgekehrten Wölbung.

Hier machten wir zum ersten mal nähere Bekanntschaft mit den Bewohnern der Höhle. Ein eigenartiges Volk von blinden Insekten, Spinnen, Kriechen, Tausendfüßler und Fischen hat Zustut in den feuchten Gängen gesucht und gefunden. Stillen, von weißer und gelber Farbe, mit Füßern von über doppelter Körperlänge, beleben an einigen Stellen zu Hunderten die Wände der Gänge. Kleine, braune Käfer finden sich häufig unter Steinen oder in Gesellschaft von blauen, zarten Tausendfüßler und Spinnen auf feuchten Balken und Brettern. Ein weißer Krebs, eine verleinerte Ausgabe unserer Flußkrebs mit langen Fühlern, ist häufig an den Ufern der Flüsse und größeren Bächen zu sehen, während die etwa fingerlangen, blinden Fische, die früher in größerer Anzahl vorliefen, jetzt selten geworden sind.

Wir können nun auf drei verschiedenen Wegen nach den Höhlen hinuntersteigen. Da wir glücklicherweise noch nicht für Kalkspater reif sind und uns daher nicht vor „Fat Man's Misery“ zu scheuen brauchen, entscheiden wir uns für diesen Weg. Durch einen engen Gang gelangen wir zu einer schlüpfrigen Brücke, deren Gänge wir mit feinen weißen Filzsockeln bewachen ist, daß man auf den ersten Blick glauben, Schnee vor sich zu sehen. Auf der Mitte der Brücke stehend, schauen wir erst hinauf, so weit die Strahlen des Magnetlichtes nur zu dringen vermögen. Wie die Felsen eines Mannes, so wachen in dem schwebenden Licht die mächtigen Stalaktiten an den Wänden des ungeheuren Domes über uns hernieder, und beständig senkt sich der Blick, um sich in der gähnenden Finsternis zu fügen zu verlieren, aus der das leise Rauseln des Wassers an den Wänden und das Fallen der Tropfen halb verloren heraufdringt. Diesen unheimlichen Abgrund überquerte der erste Entdecker, Stephen Bishop, im Jahre 1840 mit Hilfe einer schwanen Stange, und sein Mut wurde glänzend belohnt durch die sich anschließende Entdeckung des „Chloride“ und des „Sings“. Doch wir wandern weiter; die Wände rücken immer näher zusammen, und die Decke senkt sich herab; bald sind wir mitten drin in „Fat Man's Misery“. Man muß sich, auch wenn man nicht „fett“ ist, drücken und wenden und auch beträchtlich bücken. Wir atmen erleichtert auf, als wir auf ein paar Stufen in der „Narrow Hall“ (Zuschauhalle) hinabsteigen können, eine 6 Meter breite, bis zu 5 Meter hohe Höhle, die sich einige Kilometer weit erstreckt und eine Verbindung bildet zwischen den einzelnen unterirdischen Flüssen, deren Wasser sie beim Anschwellen in sich aufnimmt.

Eine gute halbe Stunde hatten wir zu marschieren, ehe wir endlich an den „Echloß“ kamen, wo uns

ein Boot erwartete. Es ist ein eigenartliches Gefäß, 100 Meter unter der Oberfläche der Erde eine Bootfahrt auf einem Fluß zu machen. Wir treiben langsam durch geheimnisvolle Hallen, deren Wände uns das schwache Lampenlicht nur ahnen läßt, dann wieder durch enge Gänge, die das Boot kaum durchlassen wollen. Während wir sanft dahingleiten, beginnt unser Führer in getragenen Tönen ein einfaches, wehmütiges Volkslied zu singen. Und wie klingt das hier! Wie Orgellänge schwellen und schweben die Töne durch die Hallen, schwellen an und scheinen sich dann ganz zu verlieren, kommen wieder, um wieder zu verhallen, und dabei so rein und so klugvoll und doch auch wieder so zart. Ein großartiges Konzert 300 Fuß unter der Oberfläche der Erde! Nur ungern vermögen wir uns von den stillen, klaren Wassern des Echloßflusses zu trennen. Aber es heißt weitergehen, der Führer ist hungrig und drängt zum Aufbruch. Wir steigen hinaus in „Sillmans Avenue“, wo nahe einem kleinen Quell mit köstlich frischem Wasser ein mit toltem Frühlingsbedeckter Tisch, vom Hotel aus besorgt, uns erwartet. Wenn man hungrig ist, wie wir, schmeckt ein Sandwich oder ein Hühnerbraten auch im Stehen gut.

Nach kurzer Rast erklimmen wir den steilen „Hill of Fatigue“, der „Sillmans Avenue“ vom „Tal der Blumen“ absteigt. Den Führer mit der Magnetlampe voran, steigen wir nun in ein wahres Wintermärchen hinab. Größere und kleinere Gruppen von glänzend weißen Gipfelfallen zeigen hier an der Decke und den Wänden der Höhle die bizarren Formen; weiße Blüten und Kelche, Wohlgerüche und Ohrschallentönen scheinen hier in unorgänglicher Pracht zu blühen; glühende Schlangen kriechen an der Decke entlang; mit feinem Knistern lösen sich kleine glänzende Kristalle von der Decke ab und sinken sich als feiner weißer Schnee auf den Boden hernieder. Und das alles blüht und leuchtet im weißen Magnetlicht wie ein mit Raupen bedeckter Wald bei klarem Sonnenschein. Bei jeder neuen Bewegung der Fackel kommt Leben in das wunderbare Bild; die Steinblumen beugen sich wie vom Winde bewegt, und nicken uns zu, und lautlos kriechen die Schlangen an der Decke in langsamen Windungen hin und her und lassen dabei ihren glühenden Schuppenpanzer aufblitzen. Der Weg wird jetzt sehr rau und uneben.

Wir haben die „Rock Mountains“ zu erklimmen, von deren Gipfel wir einen Blick in „Calle's Rotunda“ werfen, die zweitgrößte Halle der Höhle. Zur Linken führt uns ein Gang zur „Crogans Hall“. Wundervolle Stalaktiten schmücken einst diese Halle; doch Barbarengänge haben alle diese Pracht zerstört. „Crogans Hall“ ist das Ende unserer Höhlentour. Wir werfen schnell noch einen Blick in den „Maelstrom“, einen gähnenden Abgrund auf der rechten Seite der Höhle, der noch nicht völlig erforscht werden konnte, und eilen dann zurück. Bis zum „Chloride“ müssen wir zurück. Wir genießen die Bootfahrt auf dem Echloßfluß ein zweites mal, ehe wir „Riverhall“ hinaufsteigen. Von hier führt der Weg zur „Dantes Hall“ und endet bei einer Leiter, die den Zugang zu einem kleinen Loch hoch oben in der Wand bildet. Betrübend bleibt vor sich stehen: was sollen wir dort oben? Da ist an kein Durchkommen zu denken. Doch der Führer belehrt uns eines Besseren; er klettert voran und verschwindet in der Felswand; nun, wo er durchkam, werden wir es auch können; und wirklich es geht. Es ist kein leichtes Stück Arbeit, bei dieser erbärmlichen Beleuchtung hier seinen Weg zu finden. Als ein schmaler Kanal und oft kaum einen Meter hoch, windet sich der „Kortzieler“ bald rechts, bald links, bald hinauf, bald herunter, um große Felsblöcke herum, unter ihnen durch, dann wieder über Geröll nach oben. Felsmassen, die von der Decke eines hohen Domes herabgehangen sind, haben diesen allmählich ausgehöhlt und dabei nur den Raum freigelassen, durch den wir nun mühsam durchsteigen.

Erleichtert atmen wir auf, als wir endlich aus einer schmalen Spalte in die Haupthöhle hinaustreten und die gekrümmten Glieder wieder gerade strecken können. Bald stehen wir wieder am Eingang. Der Führer öffnet das Tor und wir treten in die Halle, die zur Oberfläche der Erde führt. Heller Sonnenschein herrscht hier, als wir vor mehr als 12 Stunden in die Höhle hinabstiegen; nun sind die Strahlen der Sonne dem sanften Licht des Mondes gewichen. Langsam steigen wir durch die nach der reinen Luft des Höhlenluft doppelt erquickende Schwüle einer Kerkerschlucht hinauf nach dem Hotel. Leise tönen mir im Ohr die wunderbaren Klänge vom Echloßfluß und im Traume sehe ich die Herrlichkeiten des „Tals der Blumen“ mich umschweben.

Verantwortlicher Redakteur: J. J. Knappe in Bochum. Verlag und Notationsdruck des Märkischen Vereinsdruckers.



# Der Erzähler

Täglich erscheinendes Unterhaltungsblatt

Bei der Arbeit recht Begonnen, Beim Seelen recht Saluh.

Träume sind nicht Taten: Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.

## Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelmi.

(Nachdruck verboten.)

„So vliegen Sie noch der Ruhe, es treibt Sie hier: Niemand hinaus.“ sagte die Hausfrau liebreich. O liebe Frau von Feldheim, wer von uns hätte daran gedacht, als Sie zuletzt bei Hochfeld waren, daß ich bei Ihnen Schutz suchen würde. Der Himmel lohne Ihnen.“ flüsterte sie unter Tränen. Sie unterliefen eine Unglückliche, die von Verzweiflung getrieben, durch die Welt irrt.

„Aber mein Gott was ist denn vorgefallen?“ fragte die Gutsbesitzerin, „find Sie aus freien Stücken dort fortgegangen, oder hat man Sie gehen heißen?“ „Gestern Abend in Sturm und Regen wurde ich entlassen.“

„Frau von Hochfeld muß doch einen Grund zu dieser Handlungsweise haben.“ forschte sie weiter. „Glauben Sie es nicht für Mangel an Vertrauen, wenn ich diese Frage nicht logisch beantworte; ich weiß nur, daß ich mich nicht selbst in die Welt schickte, sondern daß ich verlassen wurde, daß ich ehlich und mangellos bin, daß kein Schmach an meinem Namen haftet, und daß Sie kein Unrecht begehen, wenn Sie sich meiner annehmen.“

„Haben Sie denn keine Familie?“ fragte sie. „Kathchen schüttelte traurig den Kopf.“ „Ich kann wohl sagen, daß ich ganz verlassen bin.“ „Sie sollen nicht verlassen sein.“ tröstete die Hausfrau sie; aber jetzt regen Sie sich nicht weiter auf, es konnte Ihnen schaden. Später, wenn Sie sich geträgert fühlen und Sie Vertrauen zu mir haben, erzählen Sie mir von Ihren Erlebnissen, damit ich beurteilen kann, wie Ihnen zu helfen sei.“

Am anderen Morgen fühlte sich Kathchen soweit gestärkt, das Bett verlassen zu können. Im behaglichen erwärmten Wohnzimmer sah Frau von Feldheim mit ihrem Köchchen am Kaffeetisch. Als die Gutsbesitzerin eintrat, erhob sie sich von ihrem Platz, ging ihr entgegen, reichte ihr die Hand und hieß sie herzlich willkommen.

„Sehen Sie, Frau Werner, wie schön die Sonne heute scheint nach dem Sturm und Regen der letzten Tage! So wird auch Ihnen aus Ihrem Unglück noch einmal neues Glück erblühen.“ sagte sie.

„Gut?“ fragte Kathchen mit ungläubigem Lächeln; „mein Glück ist zu Grabe gegangen, von dem Glücke habe ich nichts mehr zu erwarten.“

„Nur nicht verzagt, meine Liebe, der liebe Gott schlägt Wunden, er heilt sie aber auch.“

Nachdem die Damen den Kaffee eingenommen, schloß die Gutsbesitzerin eine Promenade durch den Garten vor. Kathchen willigte ein, und nach einer

Weile sah man die kleine Gesellschaft in den breiten Wegen des Gartens sich ergehen. Die kleine Elli huschte von einem Beete zum andern, nahm die vom Sturm und Regen abgeseigten Blätter der Geranien und Asters, zerplückte sie und streute die bunten Blättchen umher.

„Es wäre mir lieb, wenn Sie mir nun Ihre Erlebnisse mitteilen wollten, liebe Frau Werner, begann Frau von Feldheim; „sagen Sie indeß verächtlich, daß nicht die Reugier aus mir spricht. Ich tue niemals etwas halb, und da ich mich nun einmal Ihrer angenommen, so will ich auch weiter für Sie sorgen. Um dieses aber zu können, muß ich in etwa wenigstens Ihre Verhältnisse kennen.“

„O, wie gültig, wie edel Sie sind, gnädige Frau,“ sagte Kathchen gerührt; „wie gern vertraue ich Ihnen. Habe ich mich doch vom ersten Augenblick an, als ich Sie sah, zu Ihnen hingezogen gefühlt. Ich glaubte eine liebe Bekannte aus längst verschwundenen Zeiten wieder gefunden zu haben, und konnte mich doch nicht erinnern, wo ich Sie gesehen habe.“ Und nun erzählte sie von ihrer glücklichen Jugend im Hause der Schwester, von der Begegnung mit dem Geliebten, von ihrer Verlobung und der so unglücklichen Ehe, die sie geführt; erzählte, daß der Gatte sie in Not und Elend verlassen, und wie Hugo von Bergen ihr nachgestellt habe; wie sie, um diesem zu entgehen, sich von ihrem Kinde getrennt habe und in die Welt gegangen sei. Wie sie zu Frau von Hochfeld gekommen sei und dort vor einigen Tagen deren Bruder angekommen wäre, welcher Niemand anders als Hugo von Bergen sei.

„Gewiß hat er, um sich zu rächen, mich bei seiner Schwester verheimlicht, denn sie kündigt mir am heutigen Abend meine Stelle und befahl mir, das Haus sofort zu verlassen. So irrt ich obdachlos und heimtückisch durch Sturm und Regen, bis der Zufall, oder richtiger, der liebe Gott mich zu Ihrer Begegnung führte, wo Sie mich gütlich aufnehmen.“ schloß die unglückliche Frau ihre Erzählung.

„Sagten Sie nicht vorhin, Ihr Mädchenname wäre Kathchen Bruns?“ fragte Frau von Feldheim.

„So nannte man mich früher.“

„Und ist . . . Ihr Geburtsort?“

„Es ist, wie Sie sagen, gnädige Frau, aber warum fragen Sie danach?“

„Dann sind Sie die Pensionatsfreundin meiner verstorbenen Schwester; ich habe früher oft von dem immer vergnügten, übermütigen Kathchen Bruns reden hören.“ erklärte die Gutsbesitzerin.

„Die Freundin Ihrer Schwester? Und wie heißt diese denn?“ fragte nun ihrerseits erkrankte Kathchen. „Lina S.“ war die Antwort.

„Dann habe ich ja im Hause Ihrer Eltern eine ganze Ferienzeit verbracht und mit meinem Aufenthalt dort hat die erste Begegnung mit meinem Gatten stattgefunden.“ rief sie mit steigendem Entsetzen. „Da, nun finde ich in Ihrem Angesicht auch die Züge meiner lieben Lina wieder. Also das war es, was mich so magnetisch nach Ihnen hingogel! Das war das Bekannte, welches ich doch nicht zu ergründen vermochte. — Sie sprachen von Ihrer verstorbenen Schwester?“

„Lina ist schon seit einigen Jahren tot. Ein Brustleiden raffte sie in der Blüte der Jahre dahin.“ sagte Frau von Feldheim.

„Wo waren Sie denn damals? Ich habe Sie nicht im Hause Ihrer Eltern gesehen?“

„Ich war zu der Zeit schon verheiratet,“ erwiderte langsam die Gefragte.

„Sie sagen dies mit einem recht traurigen Tone,“ warf Kathchen ein.

„Weil ich damals nicht glücklich war.“ entgegnete Frau von Feldheim. „Auch ich habe das Leben nicht von der lachenden Seite kennen gelernt, auch in meinem Leben habe ich Stürmen nicht gefehlt. Vertrauen gegen Vertrauen, Kathchen; erlauben Sie, daß ich Sie so nenne, und mich nennen Sie Annelie. Die Freundschaft, die Sie früher mit meiner Schwester verband, wollen wir beide weiter fortsetzen. Lassen Sie uns jedoch lieber zum Hause zurückkehren, der Boden ist noch feucht vom Regen.“

„Mein Vater war, obgleich nur bürgerlicher Abkunft, ein reicher Gutsbesitzer,“ begann Annelie ihre Erzählung, als die Damen im Zimmer nach genommen und ihre Handarbeiten hervorgeholt hatten. Meine Schwester Lina und ich waren die einzigen Kinder. Der Vater hatte noch eine Schwester; diese war in ihrer Jugend mit einem blühend schönen jungen Mann, Sohn eines Bergwerksbesitzers, verlobt. Eines Tages wollte dieser in den Schatz hinabfahren, ich weiß nicht mehr was geschah, genug, er verunglückte und wurde als größtlich verstümmelter Leiche wieder herausbefördert. Die grenzenlose Trauer der Tante konnte Sie sich denken, sie gelobte, ihrem Bräutigam bis über das Grab hinaus treu zu bleiben, und hat Wort gehalten, sie blieb unermählt. Einige Tage darauf gewann sie eine ganz bedeutende Summe in der Lotterie. Die Tante wohnte nicht bei uns im Hause, sondern lebte allein für sich in der

# Allerlei.

## Tägliche Erinnerungen.

10. März.

1510: J. Geiler v. Kaiserberg, Kanzler, f. (Strasbourg). 1606: Generalfeldmarschall von Terzinger geb. (Neuhofen). 1772: J. von Schlegel, geb. (Hannover). 1776: Königin Luise von Preußen, geb. (Hannover). 1788: Freiherr von Eichenborn, geb. (Königsberg). 1813: Stiftung des Ordens vom Eisernen Kreuz. 1832: M. Clementi, Komponist, f. (Ebenham). 1844: Pablo de Sarasate, Violonist, geb. (Pamplona). 1864: König Maximilian von Bayern, f. (München).

## Nach Ostindien.

Einige Reise-Erinnerungen von Vater H. S.

(Nachdruck verboten.)

2. Von Port-Said nach Bombay.

Vom Schiff aus Meer von Port-Said zu kommen, hat etliche Schwierigkeit. Zuerst kommt der Türhüter des Orients, ein englischer Doktor, und führt der „Imperialist“ den Puls. Er findet ihn normal. Jetzt den Fuß an Land gesetzt! Aber wie das machen? Alle Turn- und Voltigierkunst aus früheren Zeiten läßt den armen Sterblichen im Stich. Doch schon lenkt das Morgenland uns Hilfe. Nachkommen physisch herabgeschossen zu dem großen Dampfer. Diese tintenschwarzen Ruderer verführen einen wahren Heiden. Selbst gestikulieren sie mit den dünnen Armen, zeigen das starke Gebeuge ihrer elfenbeinernen Hände und suchen auf die Passagiere unseres Schiffes willensbestimmend einzuwirken. In manchen Herzen spielt sich ein Kampf ab zwischen Furcht und Verlangen. Die ägyptische Stadt da drüben in ihrem magischen Lichtglanze weckt das Verlangen, zu gehen und zu sehen; aber die dunklen Gestalten da drüben auf den schamfeindlichen Nachen haben gar nicht vertrauensverwendend aus. Der Affekt des Verlangens wird Meister. Fortes fortuna adiuvat! Schnell ist ein Verein gegründet, so eine Art Schatz- und Trugbundes auf dem flachen Dache eines orientalischen Hauses, oben den schönen Sternenhimmel, die Stadt zu den Füßen — Mutterjedenallein. Es wird ungemütlich auf dem Dache sitzen. Also wieder: einen Stod tiefer! Ein Geräusch — und ein kräftig gebauter Mann mit forschenden Augen erscheint. Einige Augenblicke verweilt er in der Stille. Wir schauen uns gegenseitig an, jeder den andern ansehend, so er vor ihm etwas an hoffen oder zu fürchten habe. Die Stille wird unterbrochen durch die Frage, ob hier das Institut „du von pasteur“ sei. Wiederum Schweigen. Der Mann unter der Tür verschwindet. Eine halbe Minute, und er ist wieder da, an der Hand einen halbbrüchigen Jungen führend. Auf diesen deutend, tut er endlich einen Wund auf. Ein einziges Wort entfloß dem Gehege seiner Lippen. Und dieses Wort blieb: fremd. Jetzt war einige Arbeit geschaffen. Der Junge sollte zwischen uns beiden dolmetschen. Bald war es heraus, daß hier mit nichten katholische Schwärmer wohnen. Ein Wort der Entschuldigung, ein Anis, eine dito Reaktion des Gegenüber, und die Audienz war zu Ende. Sämtliche drei Peteroren schienen froh zu sein über diesen unblutigen Ausgang der Sache. Unten wartete in Unruhe die vierte Wache. Es ist nachts 10 Uhr und etwas darüber. Die Türen werden geschlossen.

In der Morgenfrühe, hieß es, geht es in den Kanal. Vor der Abfahrt wird noch eine Komödie aufgeführt. Ein arabischer Gaufler kommt an Bord. Der kasperfarbene Geselle mit seinem nie erlöschenden Lächeln auf dem bleich dreinschauenden Angesicht verleiht seine Kunst aus dem Fundament. Ebenso tadellos machen ihre Sache zwei kleine, schwarze Taucher. Die mit Meisterlichkeit Mägen aus vor ein paar Jahren diese Kunst einem armen Jungen einen Preis gelöst. Ein Häufchen hat ihn aufgeschminkt.

Eine Schiffswoche kommt heran. Jetzt heißt es: „Nur Zeit“, geht nach Haus, das Theater ist aus! Der Dampfer fuhr an, tiefen Atem zu schöpfen. Es geht in den Suezkanal. In sehr gemäßigtem Tempo müssen große Dampfer diese ca. 160 Kilometer machen. Bei reichem Fahrten wirfen sie zu große Wellen nach den sandigen Ufern des Kanals und zerstören bald das große Werk des Franzosen Ferdin-

haben. Mark und Gulden, Frank und Lira, Pfister und Rubel, Schilling und Rupie, Pfundnoten und württembergische Staatspapiere werden angenommen je mehr desto lieber. Kein geschämte Kommissar steigen aus den Läden zu den Fremden auf die Straße, ihre Güter zum Kaufe anpreisend. Wir biegen ein in die sogenannte „arabische Stadt“. Die Häuser zeigen ein behäbiges Kuschere, Familien sitzen vor den Wohnungen und plaudern zusammen. Viele der Herren Mohammedaner tun sich glücklich in den Restaurants und Kaffeehäusern. Es geht sehr ruhig dabei zu. Nur die und da schlägt ein „Sohn des Propheten“ eine Karte, offenbar einen feilen Truntpf, kräftig auf den Tisch. Ueber der Fassade eines Hauses lodt die Indulst: Deutsche Bierhalle. Wir treten ein. Der Kellner holt eine Glasche Bismarck-Bier, wie er jagte, aus einem Schrank herunter, ähnlich, wie es bei uns die Wirtin machen bei der Zubereitung der Arznei. Es war danach! Port-Said wird von erfahrenen Reisenden als ein Sommerort internationaler Gaunerei und Lasterhaftigkeit bezeichnet. In dieser Büste ist eine Laube des Friedens, das kaiserliche Institut „du von pasteur“. Eine schwebende Landsmannin führt darin als Oberin das Regiment. Die offizielle Bezeichnung ist zwar vorbei, aber „jetzt oder nie!“ heißt es. Unsere kleine Karawane zieht dahin. Vierhundert von derselben postiert sich als Sicherheitswache vor das Haus, das ein Ägypter, uns als das Institut „du von pasteur“ bezeichnet hatte. Die geistliche Abteilung tritt in die lichtstrahlende Vorhalle dieses Hauses. Da ist eine Glocke. Ein mächtiger Zug — noch einer, etwas kräftiger, aber niemand reagiert. Steigen wir also eine Treppe hinauf zum ersten Stod! Ein Blickschimmer dringt durch eine halboffene hohe Doppeltür auf den blankgelegten Gang. Mächtige Tritte im hohen, hellen Gemach, aber niemand läßt sich blicken. Als jetzt steht das Ganze einen Frauenkloster noch gar nicht ähnlich. Steigen wir also eine Treppe höher! Weilsicht! Schaut es dort letzte Hinfalt des Schatz- und Trugbundes auf dem flachen Dache eines orientalischen Hauses, oben den schönen Sternenhimmel, die Stadt zu den Füßen — Mutterjedenallein. Es wird ungemütlich auf dem Dache sitzen. Also wieder: einen Stod tiefer! Ein Geräusch — und ein kräftig gebauter Mann mit forschenden Augen erscheint. Einige Augenblicke verweilt er in der Stille. Wir schauen uns gegenseitig an, jeder den andern ansehend, so er vor ihm etwas an hoffen oder zu fürchten habe. Die Stille wird unterbrochen durch die Frage, ob hier das Institut „du von pasteur“ sei. Wiederum Schweigen. Der Mann unter der Tür verschwindet. Eine halbe Minute, und er ist wieder da, an der Hand einen halbbrüchigen Jungen führend. Auf diesen deutend, tut er endlich einen Wund auf. Ein einziges Wort entfloß dem Gehege seiner Lippen. Und dieses Wort blieb: fremd. Jetzt war einige Arbeit geschaffen. Der Junge sollte zwischen uns beiden dolmetschen. Bald war es heraus, daß hier mit nichten katholische Schwärmer wohnen. Ein Wort der Entschuldigung, ein Anis, eine dito Reaktion des Gegenüber, und die Audienz war zu Ende. Sämtliche drei Peteroren schienen froh zu sein über diesen unblutigen Ausgang der Sache. Unten wartete in Unruhe die vierte Wache. Es ist nachts 10 Uhr und etwas darüber. Die Türen werden geschlossen.

und Respekt, der in Bronze gegossen, am Ofen von Port-Said sein Weiterbild bewahrt. Neue Landkartenbilder hält der Orient und jetzt entgegen. Zu beiden Seiten des Kanals zieht sich lang hingestreckt die arabische Wüste hin. Stunde um Stunde verfließt das Auge gewohnt nur gelbliche Sandflächen, durch welche etwas geliebter. Graue Nebelmassen lagern sich über diesem Wüstenriedhofe. Das ganze Volk Israel, das ausgezogen ist, aus dem Lande Parao, ist im Sande dieser Wüste begraben. Dieses Sandmeer, an dem wir dahinfahren, hat gierig seinen glühenden Boden aufgesaugt und die Hunderttausende von Leichen der Kinder Israels verzehrt. Diese seltsame Wüste, in die wir hundentlang suchend hineinschauen, hatte noch eine andere, freudigere Aufgabe am Volke Israel zu erfüllen. Sie war an die vierzig Jahre der große Speiselaß des ganzen Volkes. Auf diesen breiten, langen Tafen gedet und frisches, honigreiches Manna den Söhnen und Töchtern Israels aufgetragen. Ueber unzählige Stunden lang kriecht „Imperatrix“ den Kanal entlang. Außer einem Kamelreiter, der hinauf, und ein paar Häufchen, die hinabziehen, ist nichts von Belang zu sehen. Endlich kommt der Endpunkt in Sicht, die Doppelstadt Suez. Schmutzige Willen umsäumen den Meerbusen von Suez. Hohe Bäume mit weiten Kronen und dichterlaubte Bäume geben dem nach fallenden Gestade ein orientalisches Gepräge. Der Golf von Suez mit seinen hellblauen Wässern hat seinen Rücken gegenfestigt mit hohen schwarzgezeichneten Bergen. (Fortsetzung folgt.)

## Vom Theater in Japan.

Von allen überseeischen Ländern ist es nicht den Vereinigten Staaten ferner, Japan, denn in Europa die größte Aufmerksamkeit geschenkt wird, nicht nur aus bildlich, infolge der jenseitigen Verwandtschaft, sondern schon seit längerer Zeit, seit Japan, durch eine internationale Verfassung durch das Bildungswesen seiner Bewohner gezeigt hat, daß es hohe Achtung verdient. Trotzdem ist man in Europa noch geneigt, den Japaner als etwas minderwertig zu betrachten und meint, daß er sich eine höhere Kultur erst in den letzten Jahrzehnten erworben habe, seit er mit den Europäern in Kontakt getreten. In Wahrheit wohnt ihm aber schon vor Jahrhunderten eine gewisse Zivilisation inne, die allerdings häufig teilweise wieder so sehr in den Schatten trat, daß sie vollständig verloren schien. So hat sich z. B. das Theater dort in der umgekehrten Weise entwickelt wie bei uns und nachher es zuerst in verfeinerten Formen wandelte, nach und nach sich auf jüdische Weise vergrößert. Als es nämlich im 17. Jahrhundert eine bestimmte Form gewann, waren es vor allem die oberen Klassen, die sich für dasselbe interessierten. Die Autoren sahen sich daher gezwungen, ihren Schülern eine gewisse Eleganz zu verleihen, und sie den gebildeten Geschmack ihres Publikums anzupassen, wodurch es nach und nach ein hohes Niveau erreichte. Eine Anordnung, von der man leider keinen Aufschluß auf dieselben hätte erwarten sollen, brachte darin eine vollständige Wendung hervor. Dieser zufolge, war es nämlich den Bauern unterworfen. Diese Leute, welche die besten Stücke als unaufrichtig für sich der Wassen zu entziehen, galt ihnen als ehrenrührig und sie verzichteten eher auf ihr Vergnügen. So wurde denn das Theater eine Verzekung für die unteren Klassen und die dort vorgeführten Stücke mußten sich dem Geschmack derselben anpassen. Es wurden lediglich Dramen oder vielmehr was wir jetzt Melodramen nennen würden, dargestellt, in denen Gift und Dosis, Räuber und Mörder eine Rolle spielten. Und da dies den Land, so suchte ein Autor den anderen immer noch zu übertrumpfen, so daß schließlich nur die schrecklichsten Szenen zur Vorführung kamen. Und dabei bemerkt man sich, möglichst vollständig zu sein. Zuerst wurde das aus den Wunden stichende Blut z. B. durch Wasser oder andere flüssige Stoffe ersetzt, später bediente man sich einer Flüssigkeit, die in Papierfalten eingeschlossen war. Man geritz diese und wirkliche Blut floss heraus. Zugleich bemühten sich die Schauspieler ihren Gesichtern durch Bemalung ein recht erschreckliches Aussehen zu geben, und dazu die größtmöglichen Ornamente zu tragen. Sie nahmen Unterricht in der Kunst der Gliederzerrennung und des Bogens, lernten gefährliche Luftsprünge zu machen und je schauerlicher es sich gebend, desto mehr waren sie des Erfolgs der Wenge sicher. Natürlich spielen auch Tiere auf den japanischen Bühnen eine Rolle, Löwen, Tiger, Bären, Pferde, Hühner usw. und da zu sehen, aber selbstverständlich in einer, meist nicht sehr gelungenen Imitation. Der Körper des Tieres ist in Holz ausgeführt und mit einem Stoff oder Fell bedeckt. In-

# Prinzeßchen.

Erzählung von Mrs. Gunterford.

Autorisierte Uebersetzung von P. Wollmann.

Nachdruck verboten.

„Sie hat einen Antrag gekocht; denke nur! ein bloßes Kind wie sie noch ist.“ „Nun?“ fragte Denis, indem er sich vorbereitete, den tödlichen Streich hinzunehmen, ohne sich zu verärgern. Er schloß die Augen und ließ sich von der Fassung als er erringen kann, steht er auf und geht aus dem Haus, um ihren Garten blühend, ohne etwas zu sehen. „Wer ist es?“ „Lord Kilgarriff! Kein Geringerer. Sie sind stets viel zusammen gewesen, und augenscheinlich hielt er es für wünschenswert, Prinzeßchen ganz und für immer an sich zu fesseln. Wie wunderte das nicht; er konnte nichts Vernünftigeres tun.“ „Eine vorzügliche Partie“, äußert Delaney geistreich.

„Das sage ich auch; die beste, die er machen konnte.“ „Nun, für sie ebenfalls eine gute, vom weltlichen Standpunkte aus.“ „Gewiß, ja — es wäre wohl eine gewesen,“ versetzt ihr Vater, nachdenklich seinen Bart streichelnd. „Wäre?“ Denis wandte sich schnell um. „Was heißt das? Willst Du damit sagen, daß sie —“

„Ich ausgeschlagen hat,“ ergänzt sein Onkel gelassen. „Als Fremder war er ihr wert, aber darüber hinaus? Nein. Sie gab ihre Erklärung in der lebenswichtigen Weise. Ich bin gewiß, selbst ihren Todfeind könnte sie nicht rauch behandeln — wenn sie einen hätte, das gute Kind —; und somit ist die Angelegenheit erledigt. Wir tat der arme Junge von Herzen leid; indessen er gehört zu den Naturen, die dergleichen nicht aufschwer nehmen. So, das ist die Geschichte.“ „Uebrigens, wieviel meint Du, daß ich für das Vermögensstück bekomme?“ „Ich verkaufte es an —“

„Aber, mein lieber Onkel, weißt Du auch, was sie ausgeschlagen hat?“ unterbrach ihn Denis, dem es unter diesen Umständen leicht wird, auf den Gegenstand zurückzukommen. „Vierzehntausend Pfund jährlich und eine Grafentitel! Bei den Repräsentationspflichten, die Lord Kilgarriffs Rang ihm auferlegt, ist dies Einkommen ja nicht so sehr bedeutend, aber trotzdem — vierzehntausend jährlich sind doch etwas!“

„Freilich ja. Eigentlich schade, nicht?“ entgegnete sein Onkel, behutend die Nase aus seiner Weste klopfend. „Aber wenn sie ihn doch nicht mocht!“ „Tatsächlich Du denn gar nichts, um sie zu beeinflussen — sie zu veranlassen, daß sie sich die Sache überlegte?“ fragte Delaney, seinen Onkel studierend wie eine ganz neue Art von Menschen, die er wohl auch in Wirklichkeit sein mag.

„Warum?“ — und er tat geflossen ein paar Bize aus seiner frischen Weste — „warum sie überredet, daß sie einen Mann heiratet, aus dem sie sich nichts macht? Nein, nein, mein Junge, das hat stets böse Folgen. Ich bin noch jung genug, um an den Segen der Liebe zu glauben, und auch alt genug dazu, denn mit dem Alter kommt Weisheit — aber sollte wenigstens kommen. Mein Prinzeßchen soll nach ihrem Gefallen den heiraten, den sie liebt, vor dem das Wort ist.“

„Aber solch eine Chance,“ beharrt Denis, jetzt begierig, des andern Ansicht gründlich kennen zu lernen.

„Hat man je so etwas gehört? Was fehlt Dir, Junge?“ sagt sein Onkel auf gelangt und ihn etwas verwundert ansehend. „Wo in aller Welt steht der Segen von selbst vierzehntausend, wenn Du mit dem Heirater derselben nicht zusammen zu leben vermögest? Meinst Du, ich möchte das freundliche Bild ihrer Augen erschlaffen, ihr Lächeln schwinden sehen, nur um sie zu einer hohen Dame zu machen? Ich sage Dir nein, Mann, nicht für alles Geld dieser Welt! Was würde es meinem süßen Vögelchen nützen? Soll ich es Dir sagen? Es würde sie töten, und das wäre mein Tod! Doch genug davon; was für Torheit ist das alles?“ unterbricht er sich selbst, lehnt sich verächtlich in seinen Stuhl zurück und führt die Weste wieder zum Mund.

Denis tritt vom Fenster zu ihm und legt seine Hand leicht auf des Onkels Schulter. Es liegt eine tiefempfundene Herzlichkeit in dieser leichten Berührung, und einen Augenblick lang sehen sich die beiden Männer fest an, woraus Vater mit leichter Verwunderung aber großer Freundlichkeit in seinen schönen Augen.

Dann sagte Denis einfach: „Ich bin sehr stolz darauf, Dein Neffe zu sein.“

## Elises Kapitel.

Der Tag neigt sich dem Abend zu, und obgleich die Sonne noch über dem Horizont steht, breiten sich doch bereits hier und dort Schatten aus und die Vogelstimmen verstummen mehr und mehr. Ein leichter Wind hat sich erhoben und säuselt leise in dem Laub der Bäume. Die Stille ringsum und die tiefe Ruhe in der Natur teilt sich den beiden Wesen mit, die Seite an Seite aber schweigend durch den duftenden Wald wandeln.

Jetzt traten sie hinaus auf eine Lichtung, über welcher noch die Strahlen der scheidenen Sonne litten; da erwachte in Prinzeßchen wieder das Ver-

den Kinde trennen und ich selbst bin so an den Land-aufenthalt gewöhnt, daß ich ihn nur höchst ungern verlasse.“

Nach einigen Tagen fühlte Mätschen sich wieder vollkommen gekräftigt und sie erklärte ihrer gastfreundlichen Wirtin, daß sie nun weiter ziehen müsse, um sich einen Broterwerb zu suchen.

„Gibt es denn so sehr, meine Liebe?“ fragte Frau von Feldheim. „Ich denke, im Winter ist dies sehr beschwerlich, auch könnten Sie leicht einen Rück-fall bekommen. Nein, diesen Winter bleiben Sie hier auf Feldheim. Sie sind mir ein lieber Besuch, eine angenehme Gesellschaft. Und wenn es Ihnen bei mir gefällt, so bleiben Sie ganz hier und leiten den Unterricht meiner Elli.“

„O, wie gut, wie milder Sie sind!“ rief Mätschen erregt. „Aber ich kann doch Ihre Anerbieten nicht annehmen. Hier in der Nähe des Landes der Frau von Feldheim könnte ich gar leicht mit der Dame oder ihrem Bruder, Herrn von Bergen, in Berührung kommen und dieses möchte ich um jeden Preis zu vermeiden suchen. Dann muß ich auch allen Ernstes darauf bedacht sein, meine und meines Kindes Zukunft zu sichern. Ich muß nicht allein für meine alten Tage sorgen, sondern auch für mein Tochterchen etwas erwirken. Und von Ihnen Belohnung für geleistete Dienste annehmen, vermöchte ich doch nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

langen nach Mitteilung, ein Wunsch, der ihr niemals fern liegt.

„Wie mir wohl morgen um diese Zeit zu Mute sein mag,“ sagte sie etwas erregt; „wir werden dann auf dem Schloß anlangen, nicht wahr?“ „Ja, um fünf Uhr oder ein Viertelstündchen später. Du erzielst doch den letzten Brief meiner Mutter?“

„Heute Morgen bekam ich ihn; so einen lieben Brief und mit so vielen freundlichen Bestimmungen an Papa, daß es mir das Herz bewegte. Und Papa denkt jetzt mit Freude daran, mich recht lange bei Euch zu lassen; weißt Du, daß er von Monaten spricht? Und weißt Du, was er tut, statt sein Schicksal zu beklagen?“

„Wie kann ich es wissen?“ sagt er, beunruhigt durch den Ausdruck scheinbaren Verdresses in ihren hübschen, pilantischen Zügen.

„Er fühlt sich entzückt bei der Aussicht, bis Weis nachten ganz vereint mit zu sein. Glaubst Du ihm?“ „Ich nicht. Er erklärt, daß das alles zu meinem Besten geschieht, und daß ich nun wahrhaftig „eine gute Partie“ machen werde, wie er es meint.“

„Das könntest Du vielleicht auf mich, ohne vor hier fortzugehen,“ versetzt Delaney langsam.

„Hat sie den Antrag ganz vergessen? Denst ja gar nicht an das Gend des unglücklichen jungen Mannes? Denn natürlich ist er überaus elend. — Jedenfalls trägt sie selbst die Schuld an seinem Verderben. Seiner Delaney, Ueberzeugung nach rührt alles daher, daß sie Strohhalm in sein Boot steckte bis er so wahnsinnig wurde wie Ophelia.“

Prinzeßchen hat wirklich für den Augenblick, in dem Bemühen, ihres Vaters Beweggründe zu unter-suchen, Lord Kilgarriff völlig vergessen.

„Man könnte meinen, er wolle mich los sein. Ich, denke nur! Aber sollte er sich der seltsamen Forderung hingeben, mich abzugeben zu können. So kann ich ihm versichern, daß er sich gewaltig täuscht. Wenn ich je heirate, so werde ich ihn mit mir nehmen, wo ich auch gehe, sei es nach den Sandwicheinseln oder in das Innere von Zentralafrika.“

„Kann uns um Daines Papas willen hoffen, daß Dein zukünftiger Gatte in seinem dieser entzückenden Länder etwas zu suchen hat. In Ventrin wirst Du vielleicht, wie Du sagst, oder vielmehr wie Dein Vater sagt, jemanden finden, der —“

„In Ventrin,“ unterbricht sie ihn grüßend, wagt Du mich gar nicht weiterzuerkennen. Ich werde gewiß nicht anziehend sein.“

„Aber warum nicht?“ fragt er ungeduldig.

(Fortsetzung folgt.)